

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

S. FISCHER



Dawn O'Porter

COWS

Folge nicht der Herde!

Roman  Aus dem Englischen
von Christine Strüh

S. FISCHER



Erschienen bei S. FISCHER

Die Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel

›The Cows‹ bei HarperCollins, London

© 2017 Dawn O'Porter

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2019 S. Fischer Verlag GmbH,

Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-10-397342-6

1

An einem Freitag im Mai 2016

Tara

Ich sehe, wie sich auf seiner Stirn ein Schweißtropfen bildet und langsam sein Gesicht hinunterfluppt wie ein schmelzendes Slinky. Gleich ist er soweit, das merke ich, nur noch ein paar sanfte Schuber meinerseits, dann explodiert der Typ, und ich habe alles, was ich brauche. Er schnieft und schlägt sich mit der geballten Faust seitlich auf die Nase. Vermutlich ein Abwischversuch, der aber eher als Boxhieb ins eigene Gesicht endet. Der Schweiß läuft ihm übers Kinn, den Hals runter und siedelt sich auf seinem weißen Kragen an. Dort breitet er sich blitzschnell aus, erst ist es nur ein kleiner nasser Fleck, aber wie auf dem Fließband entspringt auch schon der nächste Tropfen und tritt die gleiche Reise an. Jeden Moment wird er die Grätsche machen, ich weiß es.

Schon seit über drei Stunden sind wir allein in einem kleinen Zimmer im Holiday Inn direkt an der M4. Ich habe absichtlich ein Zimmer zur Straße ausgesucht, damit ich darauf bestehen konnte, dass die Fenster wegen des Verkehrslärms geschlossen bleiben. Inzwischen herrscht eine Bruthitze hier drin; es ist der heißeste Tag des Jahres, und ich musste die Klimaanlage abstellen, weil die Kamera das Geräusch aufgezeichnet hat, er wird das nicht mehr lange aushalten. Und ich? Ich halte alles aus, um den Soundbite zu kriegen, den ich will.

Dem Interview hat er einzig unter der Bedingung zugestimmt, dass nur ich und meine Kamera mit ihm im Zimmer sind. Anscheinend hat der schmierige Scheißer völlig vergessen, dass die grundlegende Funktion von Aufnahmegeräten darin besteht, einen Augenblick einzufangen, der später einem Millionenpublikum zugänglich gemacht werden kann.

Ich arbeite seit Monaten an einer Doku über sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz. Shane Bower ist der Geschäftsführer von Bower Beds, und ich habe mehrere seiner weiblichen Angestellten interviewt, die mir alle davon erzählt haben, dass er seine Finger nicht bei sich behalten kann. Gestern habe ich ihn um neun Uhr früh abgepasst, als er gerade das Haus verließ und zur Arbeit gehen wollte. Ich habe ihm von den Vorwürfen berichtet und ihn gefragt, was er dazu zu sagen hat. Natürlich hat er alles vehement abgestritten und ist in sein Auto gestiegen. Ich hab ihm eine Visitenkarte nachgeworfen und wusste instinktiv, dass er sich mit mir in Verbindung setzen würde. Und ich hatte recht; zwei Stunden später klingelte mein Telefon, und er fragte mich, worum es in meiner Sendung ging und was ich wollte. Ich antwortete, dass ich für einen neuen Digitalsender einen Kurzfilm über sexuelle Belästigung machte und wissen wollte, ob die Vorwürfe der Wahrheit entsprachen. Am Telefon bestritt er alles, aber ich erklärte ihm, dass sich die Beweise gegen ihn mehrten und dass es für ihn klug wäre zu versuchen, die Zuschauer von seiner Unschuld zu überzeugen, denn das Filmmaterial würde ausgestrahlt, ob er mitmachte oder nicht. Daraufhin erklärte er sich bereit zu einem Interview. Allein mit mir. In einem Hotelzimmer. Sobald er das Zimmer betrat, lief die Kamera, dafür sorgte ich.

»Ich bezweifle nicht, dass Sie die Wahrheit sagen, Shane«, sage ich hinter meiner Kamera. Eine glatte Lüge. Ihm quillt die Schuld aus allen Poren, er stinkt förmlich danach.

»Aber ich denke, die Zuschauer könnte es irritieren, wenn so

viele weibliche Angestellte Ihrer Firma die gleiche Geschichte erzählen – dass sie von Ihnen aufgefordert worden sind, auf die Betten zu hüpfen und dann auf Ihren . . . «

»Okay, okay, bitte sprechen Sie es nicht aus«, sagt er. Inzwischen spuckt und spritzt er aus allen Drüsen, und der nasse Fleck auf seinem Kragen kriecht langsam Richtung Schulter. »Ich liebe meine Frau«, fährt Bower fort, und ich sehe echte Angst in seinen Augen. Er ist in Schockstarre wie die Spinne, die versteinert, wenn man bei Nacht das Licht anmacht. Aber wenn man das Licht lange genug anlässt, bewegt sie sich wieder. Sie kann nicht anders.

Ich lasse die Kamera laufen, er bittet mich nicht, sie auszumachen, und ich staune mal wieder, dass die Menschen der Wahrheit so lange Widerstand leisten, aber dann explosionsartig mit ihr herausplatzen, fast so, als wäre es eine Erleichterung, sie endlich loszuwerden. Bower könnte das alles abrechen und aus dem Zimmer laufen, ohne mir einen konkreten Beweis zu liefern, dann hätte er die Möglichkeit, sich irgendwie aus der Sache herauszuwinden. Aber so reagieren schuldige Menschen nur sehr selten. Ich gebe ihnen einen Strick, und sie hängen sich fast immer daran auf.

»Meine Kinder bedeuten mir alles«, sagt er, und die Flüssigkeit quillt so schnell aus seinem Gesicht, dass ich wünsche, ich könnte ihm ein Lätzchen reichen.

»Wenn Sie jetzt ehrlich sind, renkt sich vielleicht alles wieder ein«, sage ich, wohl wissend, dass ich so gut wie alles, was ich sage, ausschneiden und das Ganze so bearbeiten werde, dass es aussieht, als hätte er seinen Niedergang eigenhändig herbeigeführt. Und dann liefert er mir den herrlichsten Satz, den ich mir hätte vorstellen können.

»Diese dämlichen Schlampen haben sich benommen, als wären sie ganz scharf darauf. Wie soll ein Kerl denn da ahnen, dass sie es eigentlich nicht wollen?«

Ahhhhh, wundervoll!

Ich senke die Kamera, lasse sie aber auf Aufnahme, für den Fall, dass er mir noch mehr solcher Körnchen reinsten TV-Golds anbietet, aber was jetzt noch passiert, spielt eigentlich überhaupt keine Rolle mehr. Ich habe alles, was ich brauche. Ein Geständnis. Einen Schluss für meine Szene. Von jetzt an kümmert sich die Polizei um den Fall; dort werde ich bei Bedarf nachhaken.

Und ich habe alles rechtzeitig zum Lunch unter Dach und Fach. Verdammt, bin ich gut in meinem Job!

»Geschafft«, sage ich und werfe meinem Chef die Speicherkarten der Kamera auf den Schreibtisch.

»Was – er hat gestanden?«, erwidert Adam in seinem üblichen nötigen Ton – hochofrennt über das Material, aber voller Sorge, dass er mich womöglich loben muss.

»Jepp. Das perfekte Geständnis. Ich hab ihn drangekriegt, ich hab's dir ja gesagt.«

»Okay, Tara, hör auf, dich zu benehmen wie in einem schlechten Fernsehkrimi. Er war ein leichtes Ziel.«

»Ein leichtes Ziel? Ich war stundenlang allein mit ihm in einem winzigen Zimmer eingepfercht, um das hier von ihm zu kriegen. Von wegen leicht.«

Adam steht vom Schreibtisch auf, greift sich die Speicherkarten und geht damit ins Hauptbüro, schwenkt sie triumphierend durch die Luft und verkündet: »Wir haben ihn.« Eine Runde Applaus ertönt, als allen klar wird, dass sich die monatelange Plackerei für dieses Projekt gelohnt hat. Ich stehe hinter Adam, schaue zu, wie er die Lorbeeren einheimst, und wünsche mir, ich hätte den Mumm, ihn anzubrüllen: »ES GIBT ÜBERHAUPT KEIN VERFLUCHTES ›WIR! ICH HAB DAS ALLES ALLEIN GEMACHT!« Aber im Team gibt es natürlich kein »Ich«.

»Okay, Tara, Andrew, Samuel – können wir uns kurz im Nebenraum zusammensetzen?«, sagt Adam, und treibt uns drei in

ein kleines Zimmerchen mit quietschbunten Wänden, Sitzsäcken, Zeitschriften, einem Fernseher und einem großen runden IKEA-Teppich. Das Zimmerchen soll unsere Kreativität anregen, hier trifft sich das Entwicklungsteam und tut so, als würde es arbeiten. Da sitzen sie dann und glotzen stundenlang fern, lesen Bücher oder Zeitschriften und studieren die *MailOnline*, um sich auf Ideen für neue Projekte zu bringen. Das Team besteht aus drei Leuten, angeführt von Samuel, und in den letzten zwei Jahren hat es nur eine einzige ihrer Ideen tatsächlich auf den Bildschirm geschafft. Nicht dass das eine Rolle spielt, aber ich arbeite gerade an meiner fünften.

Mir sind diese Meetings zutiefst verhasst, denn ich muss mit drei sehr derben männlichen Egos umgehen, die zwar alle wissen, dass ich super bin in meinem Job, es aber nicht über sich bringen, das zuzugeben. Zum einen ist da Andrew – Head of Production. Dann Samuel – Head of Development. Und Adam – der Boss. Es heißt, das Fernsehen sei eine männerdominierte Branche, und genau so ist es auch. Allerdings ist das seltsam, denn beim Fernsehen arbeiten jede Menge Frauen, und viele von ihnen in hochrangigen Jobs. Das Problem ist nur, wenn es um Zuschauerzahlen geht, herrscht allgemein die Überzeugung, dass Frauen sich auch für männerzentrische Sendungen interessieren, während Männer sich grundsätzlich nichts ansehen, was ihnen zu weiblich erscheint. Wenn sich die Programmgestaltung mehr an den Männern und weniger an den Frauen orientiert, muss der Sender also nicht befürchten, sein Fußballpublikum zu verlieren. Bevor auch nur eine einzige Sendung produziert wird, steht demzufolge fest, dass das, was Frauen sehen wollen, weniger wichtig ist als das, was Männer sehen wollen. Dieser Sexismus zieht sich durch die ganze Branche bis hinauf zu den Leuten, die das Programm bestimmen, und man begegnet ihm in seiner ganzen Pracht auch hier in den Büros von Great Big Productions.

Als wir uns auf den knallbunten Plastiksitzsäcken niederlassen, produziert meine Kunstlederhose ein gewaltiges Pupsgeräusch. Selbstverständlich wissen alle, wie der Laut entstanden ist, aber ich erahne eine Spur von Zweifel und möglicherweise auch die Hoffnung, dass ich mich gerade mit einem echten Furz blamiert habe. Alle halten kurz inne, wittern verstohlen, und erst, als jeder für sich festgestellt hat, dass die Luft rein ist, beginnt Adam das Meeting.

»Okay, also ... oh, nein – wartet, wir brauchen einen Kaffee«, sagt er und ruft seine persönliche Assistentin Bev herein. Mir war klar, dass er das tun würde, denn er lässt keine Gelegenheit aus, mir zu zeigen, dass er der Boss ist, und das ist eine seiner klassischen Methoden. »Können wir bitte viermal Kaffee haben und Wasser dazu?«, sagt er, als Bev in das Zimmerchen kommt. Sie trägt einen Rock, der für die Arbeit ein bisschen kurz ist, dazu eine weiße Bluse, durch die man ihren rosa BH sieht. »Hopp hopp«, fügt er hinzu, damit er schnell seine Agenda abarbeiten kann, die darin besteht, ihr auf den Hintern zu starren und seltsame Grunzlaute von sich zu geben, während Bev wieder geht. Ein »Boah, ey« und ein leises »Mann, wie soll man sich denn da konzentrieren?«, noch ein paar weitere Schnaubgeräusche und natürlich der kurze Blick zu mir, um sich zu vergewissern, dass ich auch alles mitkriege. Ich schaue ihm direkt ins Gesicht und lasse keinen Zweifel daran, dass ich seine simulierten sexuellen Absichten zur Kenntnis genommen habe.

Seit ich Adam vor zwei Jahren zufällig dabei erwischt habe, wie er sich im Internet einen ausschließlich männlichen Dreier angesehen hat, versucht er auf diese Weise, seine Homosexualität vor mir zu kaschieren. Als er bemerkte, dass ich in der Fensterscheibe hinter ihm die Reflexion seines Bildschirms sehen konnte, wurde er panisch und behauptete, er mache Recherche für eine Sendung, die er entwickelte.

»Über schwule Orgien an Swimmingpools?«, fragte ich.

»Ja«, antwortete er und klappte den Laptop zu, stand aber nicht auf.

Wir haben nie wieder darüber gesprochen, natürlich habe ich nie ein Exposé für eine Show über Schwulenorgien zu Gesicht gekriegt, aber seit diesem Tag lässt Adam keine Gelegenheit aus, mir vorzuführen, dass er auf Frauen steht. Seine Sekretärin Bev zum Objekt zu degradieren ist sein persönliches Markenzeichen. Ich weiß nicht sicher, was genau ihn daran hindert, ehrlich zu sein, aber aus irgendeinem Grund möchte er lieber der große Zampano sein als ein schwuler Mann. Im Grunde tut er mir leid, denn dieses ständige Theater ist bestimmt anstrengend.

»Wollen wir über die Arbeit reden?«, schlage ich vor, um das Meeting in Gang zu bringen.

Kurz gesagt sind wir eine Fernsehproduktionsgesellschaft, die begriffen hat, dass die Zukunft im Onlinegeschäft liegt. Deshalb arbeiten wir daran, digitale Inhalte und mehrteilige Serien zu entwickeln, um uns eine Onlinepräsenz aufzubauen, damit *wir*, wenn das Fernsehen irrelevant wird, relevant bleiben. Wir werden weiterhin Sendungen über reale Menschen in realen Situationen machen, und ich soll das Projekt leiten, weil ich in der Vergangenheit über alle möglichen gesellschaftlichen Schichten brillante Fernsehsendungen gemacht habe, von denen mein Chef glaubt, dass sie hervorragend als fünfzehnminütige Webisodes funktionieren würden. Natürlich hat er recht, denn obwohl er so unglaublich primitiv und nervig sein kann, ist er trotzdem ziemlich clever. Für mich ist das eine große Sache, denn ich arbeite seit Jahren an Langzeit- und Low-Budget-Produktionen und habe jetzt endlich die Chance, wesentlich bissigere (scheußliches TV-Wort!) Sendungen zu machen, mit weniger Medienaufsicht im Nacken und mehr Gefluce. Meine Doku über sexuelle Belästigung ist der Startschuss. Sie wird toll und ist für mich eine Art Traumprojekt. Allerdings hat es den

Nachteil, dass ich so viel Zeit mit den drei Obengenannten verbringen muss.

»Nur weil wir jetzt an Online-Inhalten arbeiten, heißt das nicht, dass wir auch finanziell alles ganz locker sehen können. Die Budgets sind klein. Das ist dir doch klar, oder?«, sagt Andrew herablassend und schaut mich an, als hätte ich keine Ahnung von Sparsamkeit. Andrew ist nicht besonders gut, und das weiß er auch. Seine Angst davor, gefeuert zu werden, maskiert er gern mit Unhöflichkeit.

»Keine Sorge, Andrew, ich werde das Budget nicht für Tampons und Schuhe verschwenden, das hab ich alles unter Kontrolle, denke ich.« *Ich bin unhöflich, um für mich einzutreten.*

»Und wir werden Überstunden machen müssen. Kleines Budget heißt immer auch lange Tage«, fährt er klugscheißerisch fort.

Und es geht los! An dieser Stelle muss ich meine Situation noch einmal erklären, auch wenn die drei sie schon sehr gut kennen.

»Ich muss um fünf Schluss machen und Annie von der Betreuung abholen«, sage ich. Wie immer achte ich darauf, »von der Betreuung« zu sagen und nicht »von meiner Mum«. Wenn sie meinen, ich bezahle dafür, nehmen sie es sofort wesentlich ernster.

Auf mein Geständnis, dass ich, wie Andrew es einmal ausdrückte, »unengagiert« bin, folgt erwartungsgemäß ein Augenrollen von Adam, ein übellauniges Schnauben von Andrew und ein Wechsel des Beinüberschlags von Samuel. Sie wissen genau, was sie tun, und sie wissen auch, dass alles gut wird.

»Nach halb sechs gibt es an Wochentagen keine Betreuung mehr«, fahre ich deshalb unbeeindruckt fort. »Das wisst ihr genau.«

»Kannst du deine Tochter nicht zu deiner Mutter bringen, wenn es viel zu tun gibt?«, schlägt Adam vor und fordert sein Glück heraus.

»Nein, kann ich nicht«, erwidere ich, absolut kompromisslos.

Natürlich könnte meine Mum Annie ein bisschen länger nehmen, aber darum geht es hier nicht. Ich möchte Zeit für meine Tochter haben. Um fünf habe ich Feierabend, das war die Abmachung, die ich unterschrieben habe, als ich vor vier Jahren bei Great Big Productions eingestiegen bin, und Adam hat von Anfang an versucht, diese Klausel aufzuweichen.

»Na gut«, sagt Andrew, schnaubt und verschränkt die Arme wie ein bockiges Kind. Auch Samuel bekundet leise schmatzend sein Missfallen und schlägt die Beine wieder andersherum übereinander. Wie absurd es ist, dass sie die Zeit mit diesem unsinnigen Austausch verschwenden, entgeht ihnen völlig.

»Aber es ist einfach nicht fair, oder? Den anderen gegenüber?«, sagt Adam. Eigentlich hat er kein Problem damit, dass ich um fünf gehe, das weiß ich, denn es beeinflusst meine Arbeit nicht im Geringsten. Jetzt ergreift er lediglich die Gelegenheit, sich Geltung zu verschaffen.

»Ich bin alleinerziehende Mutter, Adam. Bitte komm mir jetzt nicht mit ›fair‹. Ich arbeite Vollzeit und bitte nur darum, um fünf gehen zu können. Morgens bin ich zwei Stunden vor allen anderen hier, und ich war seit drei Jahren keinen einzigen Tag krank. Ich mache meinen Job.«

Adam lässt sich ein paar Minuten Zeit, damit ich von der Anspannung Kopfschmerzen kriegen kann, dann sagt er: »Deinen ›Job zu machen‹ hat dir das Ganze ja eingebrockt.« Dreckiges Lachen, Wiehern, Schnauben. Und so weiter und so fort.

»Der war gut«, sage ich, lehne mich auf meinem Sitzsack zurück und erzeuge einen weiteren geräuschvollen Pups. »Sorry, riesen Lunch.«

Das bringt sie endlich zum Weitermachen.

Cam

Camilla Stacey – www.HowItIs.com

Ich bin eins fünfundachtzig, unechte Blondine, und wenn ich nicht auf meine Augenbrauen aufpasse, treffen sie sich in der Mitte. Außerdem sollte ich noch erwähnen, dass ich irre große Hände und Füße und ungewöhnlich lange Gliedmaßen habe. Vermutlich klingt das jetzt ein bisschen, als wäre ich das uneheliche Kind von Herrn Killekille und Vetter Itt, aber eigentlich bin ich ganz okay.

Ich sehe aus, als wäre ich am Amazonas geboren, aber in Wirklichkeit komme ich geradewegs aus Nordlondon – mein Dad stammt aus Woking, meine Mum aus Barnet. Ich bin einfach nur lang mit großen Händen, was soll man machen?

Trotz meiner Unvollkommenheiten hatte ich nie Probleme mit meinem Aussehen. Die Angst, im Bikini rumzulaufen oder vor einem Typen mein Top auszuziehen, kenne ich nicht. Über mein Gewicht mache ich mir keine Gedanken, weil ich nie zunehme, ganz egal, was ich esse. Ich trage Größe 36, obwohl mir wahrscheinlich auch 34 passen würde, wenn meine ausufernden Extremitäten nicht wären.

Mein Gesicht ist auch ganz hübsch. Ich sehe ein bisschen aus wie Emma Stone mit einer kräftigeren Nase und dunklerer Haut. Meine Augen sind groß und braun, ich habe irre lange Wimpern und von Natur aus eine gesunde Gesichtsfarbe. Zwar sind meine Zähne nicht gerade, aber nachdem Kate Moss dafür gesorgt hat, dass ein bisschen schief schön ist, habe ich nie an eine Zahnsperre gedacht. Ich habe mir viel Zeit genommen, mich mit meinem Aussehen zu beschäftigen, nicht auf eitle, sondern eher auf wissenschaftliche Art. Ich habe mich oft nackt betrachtet, denn schließlich ist es ja mein Körper, und ich sollte ihn besser kennen als alle anderen. Um zu sehen, was die Männer sehen, habe ich mich vor den Spiegel gekauert, habe mein Gesicht im

Vergrößerungsspiegel inspiziert und meine Falten gezählt. Ich kenne mich richtig gut, weil ich mir die Zeit dafür genommen habe. Jetzt bin ich sechsdreißig und glücklich mit mir selbst.

Vermutlich werden manche Leute, die das lesen, sauer auf mich, weil ich so ein positives Selbstbild habe, denn das darf man eigentlich nicht, richtig? Wir leben in einer Welt, die das Dünnsein zelebriert, die große Brüste oder einen knackigen Po feiert. Von der Gesellschaft werden wir alle ermuntert, uns schön zu machen und zu fühlen. Aber sobald eine Frau zugibt, dass sie ihr Äußeres mag, finden wir, das geht zu weit. Aber seid nicht sauer auf mich, weil ich sage, dass ich mein Aussehen mag. Schließlich behaupte ich ja nicht, perfekt zu sein, besser als alle anderen oder begehrenswert für die ganze Menschheit, ich meine nur, dass mein Äußeres nicht zu den Dingen gehört, die mich deprimieren. Ich habe jede Menge Probleme, aber mein Aussehen gehört nicht dazu.

Eigentlich kann ich doch nicht die Einzige sein, der es so geht. Also los, was seht ihr, wenn ihr in den Spiegel schaut?

Cam x